

Babette, die seltsame Magd

Autor(en): **Keller, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 38

PDF erstellt am: **12.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

abgelegt und greift zu vollen Pinseln, betont die Fläche als die Trägerin des Körperlichen (Bildnis von Lind). E. Cardinaux bietet diesmal nichts Neues. Auf die eleganten und guterachten Wanddecorationen im „Buben-berg“-Rino sei hier noch hingewiesen.

Gehen wir noch in die hintersten Räume zu E. Prochaskas warmen, gutgebauten Landschaften und zu E. Kreidolfs lieben Blumen- und Märchenbildern; seine „Bergpredigt“ und seine „Versuchung“ indessen verdienen mehr als ein Säzchen. Ad. Tschies koloristisch schönen Landschaften möchten wir bessere Hängeflächen wünschen. Frik Pauli, der Radierer, hat es auf die Kunsthistoriker abgesehen. Sie sind ihm im Hinblick auf gewisse Unmöglichkeiten auch nötig.

Der Rückweg führt uns weiter an erfreulich schönen Wandbildern vorbei: M. und D. Vivian, E. Toggweiler, F. Riard, W. Reber, E. Geiger, E. Henziroß, Fr. Hopf, S. Widmer und A. Daepf seien mit Dank verzeichnet.

Es sei zum Schluß noch einmal betont, daß der Gesamteindruck der Ausstellung ein durchaus erfreulicher ist; dies vermöge der geschickten, in allen Einzelheiten durchdachten Anlage. Wir können uns keiner Veranstaltung dieser Art auf Berner Boden erinnern, die uns einen derart einheitlichen und wohlhabenden Eindruck hinterlassen hätte. Den Berner Künstlern sei zu diesem Erfolg herzlich gratuliert, und den Lesern unseres Blattes sei der Besuch der Ausstellung, sofern er nicht schon ausgeführt ist, dringlich und warm ans Herz gelegt. H. B.

Babette, die feltfame Magd.

Von Walter Keller.

Obwohl Babette also den ganzen Vormittag vor lauter Geister-, Traum- und Lotteriegedanken keine Arbeit vor sich brachte und den Lohn nicht verdiente, den man ihr gab, so mochten wir sie doch gut leiden, weil wir Kinder alle Tage unseren Spaß mit ihr hatten.

Die gute Babette hatte zu ihrer übrigen Schönheit noch Plattfüße und stolperte leicht. So fiel sie einmal, als sie das Essen hereinbringen sollte, der Länge nach ins Zimmer herein und warf die Platten vor sich her. Da rief sie schnell in einem fort: „Scherben bringen Glück, Monsieur, Scherben bringen Glück“ und suchte damit des Vaters Zorn zu besänftigen.

Ein andermal ließ sie eine Anzahl Kristallgläser fallen und als die Mutter sagte: „Ja, Babette, was machen Sie da wieder für Sachen? Auf diese Weise habe ich bald keine Gläser mehr“, da antwortete sie: „Seiens nicht böß, Madame, seiens nur froh, daß i Scherben mach', denn wissens, Scherben bringen Glück und solch schönes Kristallglas bringt noch viel mehr Glück als gewöhnliches Geschirr oder Porzellan.“

Ging ihr sonst etwas in die Brüche, so wußte sie gleich als Entschuldigung den Trostspruch: „Und wenn au d'Rach de Vogel frißt, so ham wer doch no d'Federe.“

Hatte sie etwas verloren, so betete sie zum heiligen Antonius, daß er ihr das Verlorene finden helfe und stiftete ein Geldstück für die Armen.

Uns Kindern wußte sie manches Lustige zu erzählen. Einiges ist mir noch in Erinnerung geblieben. Sie behauptete nämlich, sie könne auch Französisch. Es sei einmal ein Franzose durch ihr Dorf gegangen. Der sah einen Hahn auf einer Wagendeichsel sitzen. Da habe der Franzmann zu ihr gesagt: „Sehen du, dieses Hühneboß spassier auf die Wageschwanz!“

Ferner erzählte Babette folgendes:

Eine reiche Müllersfrau hatte drei dumme Töchter und hätte diese drei gern an den Mann gebracht, sie hatten aber alle drei den Zungenschlag. Da kam ein junger Müllerssohn, der dachte: „Das wäre für mich eine gute Partie.“

Darauf gab die Mutter den drei Töchtern Anweisungen, wie sie sich zu verhalten hätten. Sie durften sich zunächst nicht sehen lassen. Erst wenn sie ihnen rufe, sollten sie kommen. Sie sollten unterdessen den Kaffee machen, um ihn nachher dem Gast aufzustellen.

Nach einer Weile öffnete die erste den Türspalt und rief in die Stube hinein: „Muete, Watte dü.“ (Mutter, das Wasser siedet). Darauf rief die zweite: „Au, du häs schwäzt; 's isch nö mor, Muete, Watte tröddelet blod.“ (Au, du hast geschwätzt, es ist nicht wahr, Mutter, das Wasser sötterlet bloß.) Schließlich rief die dritte, die hätte sollen verlobt werden: „Abe i bi plo, dat i nüd deit ha.“ (Aber ich bin froh, daß ich nichts gesagt habe.)

Auf dieses hin nahm der Freier seinen Hut, verabschiedete sich und kam nicht wieder.

Bei jeder Gelegenheit wußte Babette einen Spruch anzubringen. Am Mittag pflegte sie zu sagen: „Am zwelfe wird gessen, sei's kocht oder net.“ Einstmals trug sie Fische auf. Da zupfte sie mich am Ärmel und sprach: „Kennst du das Sprüchlein:

Karpfen ist ein gutes Essen,
Doch hab' ich noch nie gegessen;
Aber meines Vaters Bruders Sohn,
Der hat neben einem Mann gegessen,
Der hat gesehen Karpfen essen.“

Damit machte sie einen Krachfuß und ging wieder in die Küche.

Wollte die Mutter selber kochen, so schob Babette wie eine Breme in einer Laterne herzu, stemmte die Arme in die Hüften und erklärte: „I bin d'Röchin! I bin d'Röchin!“ Sie hatte, als sie sich zum Dienst anmeldete, wunder was über ihre Röchkünste berichtet. So oft ihr aber das Kochen allein überlassen wurde, so war es entweder angebrannt oder sie machte es sonst schlecht, sodaß man es den Hühnern und Gänsen geben mußte. Darum nannten wir Kinder die Babette scherzweise nur noch die „I bin d'Röchin, d'Gänse-Röchin.“

Wenn das Feuer im Herd nicht brennen wollte und das Wetter den Rauch im Kamin herabdrückte, so sagte sie: „S'ist ein Geist im Herd, der lecht mir immer mei Feier aus. Seit koch i net“, und ließ alles stehen. Da konnte man essen, was da war.

Einmal waren mit etwas dürrem Laub und Ästen, die man im Herd verbrannte, ein paar frisch gefallene Roßkastanien ins Feuer geraten. Wie nun Babette an nichts dachte, gab es auf einmal einen lauten Knall, schrumm — jagte es das Herdtürchen auf, die Kastanien schossen in die Küche heraus, hüpfen pfusend und zischend wie Feuer-teufelchen oder Frösche auf dem Boden umher und gerieten der Babette an die Füße. Da sprang sie schreiend in die Höhe und im Galopp zur Küche hinaus, indem sie die Tür hinter sich zuschlekte.

Aber, o Schreden, in der Eile blieb sie mit einem Rockzipfel an der Tür hängen und schrie, als ob sie am Messer steckte: „Jessas, Jessas, ein Geist, ein Geist, er will mich erwürgen!“ bis die Mutter sie aus der mißlichen Lage befreite. Diesen Morgen aber wollte sie nicht mehr in die Küche hinein, bis das Feuer im Herd ausgegangen sei. „I hab's ja wohl glagt, gnädige Frau, es seien Geister im Herd drin; man kann heit nit anfeiern!“, schluchzte sie, immer noch vor Schreden zitternd.

Gretchen und ich hatten uns diesen Spaß wohl gemerkt und wenn Babette es nicht sah oder nicht in der Küche war, so schlichen wir heimlich zum Herd und warfen Roßkastanien ins Feuer, so daß es eine Weile später darin anfing zu knattern und zu knachen, wie in der Vorhölle, wodurch es der abergläubischen Magd neuerdings ganz wind und weh zu Mute wurde.

Freilich wurde Babette in ihrer Geisterfurcht bestärkt durch folgende Erscheinung: Jeden Mittag, wenn wir am Essen saßen und die Eltern redeten — wir Kinder hatten

ruhig zu sitzen und uns nicht ins Gespräch zu mischen — oder wenn es ganz stille war, da gab es plötzlich in einem Glaschrank, der im Eßzimmer stand, ein lautes Krachen, das sich oft noch einmal oder zweimal wiederholte. „Haben Sie's gehört, gnäd'ge Frau?“ sagte dann Babette, „s'ist ein Geist im Kasten, der macht sich bemerkbar, hu!“ und damit rannte sie ganz bleich vor Angst wieder in die Küche hinaus.

Draußen erzählte sie der Mutter, sie sei jetzt ganz gewiß, daß es Gespenster gebe in diesem Haus. Das hätte sie schon in den ersten Tagen gemerkt, aber damals noch nichts davon gesagt.

Sie hatte ihr Stübchen nämlich oben in einem Turmzimmerchen, dessen Außenwand ganz von altem Ephen umrankt war. Sie könne — fuhr sie fort — bei geschlossenen Fenstern nicht schlafen und lasse darum nachts das Fenster offen. Und schon in der zweiten Nacht hätte sie ein schreckliches Erlebnis gehabt. Als sie schlief, sei ihr ein Gespenst wie mit einer Hand über das Gesicht gefahren oder habe sie angehaucht, denn sie habe deutlich den Luftzug verspürt. Da sei sie aufgestanden, habe ein Licht angezündet und habe nachgesehen, ob nicht ein Mann im Kleiderkasten, unter dem Bett oder hinter dem Vorhang sich versteckt halte. Sie hätte aber nichts gefunden, eine Zeitlang das Licht brennen lassen und dann wieder ausgelöscht und sich in den Kleidern zu Bett gelegt. Nach einer Weile hörte sie wieder etwas sich im Zimmer bewegen und verspürte einen Luftzug über dem Kopf. Darnach hätte sie bis zum Morgen vor Angst nicht mehr geschlafen und sich schlotternd unter die Bettdecke versteckt. Es sei ein Gespenst da, das lasse sie sich nicht ausreden.

Die Mutter mußte lachen und sagte: „Auch zu uns sind schon große Nachtfalter oder Fledermäuse oder ein Totenkopfschmetterling ins Schlafzimmer gekommen und ich wette, es ist eine Fledermaus gewesen, die tagsüber im Ephen sich aufhält und nachts im Zimmer umherfliegt.“ „Hu, ein Totenkopfschmetterling!“ rief Babette zitternd und war erst recht nicht mehr von ihrer Gespensterfurcht abzubringen.

Schließlich wurde ihre Angst so groß, daß sie nicht einmal mehr Holz im Schopf holen wollte. „Jetzt hol i keine Stauden mehr, soll Reiser holen wer will. Immer, wenn i da hinunter in Holzschopf muß, schauen mir zwei feirige Geisteraugen ins Gesicht. Des ist mir zu gefährlich und mit Geistern will i nix zu tun haben.“ Dabei fror und zitterte sie allemal ganz vor Angst. Wir Kinder wußten aber, daß es die Rake war, die sich gern dort unten auf dem Holz aufhielt.

Als nun im Spätherbst die Krähen in immer dichteren Scharen auf den Wiesen umherflogen, sagte Babette: „Seß bleib i nit mehr länger da, denn wenn diese Krähen nit fortgehen, gib'ts nichts als Unheil.“

Und dieses Unheil brach auch richtig über Babette herein, ohne daß wir daran dachten.

Einige Tage später mußte sie nämlich aus dem unheimlichen Kasten im Estrich, worin das Totengerippe sich befand, irgend etwas herabholen. Die Mutter selbst dachte im Augenblick nicht mehr an das Skelett.

Da kam denn die gute Babette wie ein Sturmwind vom Dachboden herabgesaust und schrie ganz bleich vor Schrecken: „Du allmächtiger Strohsack, jek hab i bei helllichem Tag das ferkchterliche Schloßgespenst gesehen. Jetzt ha't is hier nimmer aus. Verzeihen's, Madame, i pad mei Koffer und geh noch heit.“

Und richtig, eine Stunde nach diesem Vorfall hatte sie ihre sieben Sachen gepackt und nahm den Finkenstreich.

Deppis vo mir und vo mym Schäkeli.

Am 23. Septämber bi-n-i de scho-n-es halbs Jahr-hundert auf där ghogerige Wält dasumegwaiafchert. „I däm Alter sött me de doch afe über d'Schäkeli zint übere

sn!“ wärde vil Lüt säge, wo d'Ueberschrift vo mym Gschrib-nige läse. „Queget, es isch halt nid jede Mönstsch glich wie der ander, und bi mir isch es jik eifach halt einisch e so, daß i nid über die Zyt überedume. Troß de graue Haar, wo-n-i nid cha ablügne, isch mys Härz halt geng no so jung, wie mys Schäkeli isch. Wenn-n-ech jik e chly öppis vo-n-ihm erzelle, so begnue dr de villicht o, warum i geng no a-n-ihm hange und warum ig's mueß gärn ha, o denn no, wenn i so alt sött wärde wie der Metusaläm. Queget, mys Schäkeli het Bädeli wie-n-es Suurgrauedöpfeli, wo uf der Sunninte gwachse-n-isch, und Duge het's wie Schpie-zerchirseli, wo us em Loubwärd usf uf e blaue See abe-luege. Es Tschüpli het's wie vo lutter fyne Guldfäde. So zart wie-n-es Merzeveeli isch sn Gichtalt. E Gang het's so sittig wie-n-e Morgefunneschtrahl, wo dūr-n-es Wald-wägli geit. Es het es weichs Härz und cha briegge wie-n-es Chlyes, däm me ds Muetti i ds Grebli g'leit het; aber o ploudere cha's wie-n-es Bächli, wo über Shtock und Sächte gümperlet. Und ercht gule cha's, es wird eim fei e chly warm under der Chuttele! Deppes e chly öpper us-zäpfle cha's o; aber mi cha-n-ihms nid übel uslege.

Mängisch gsch-n-igs mänge Tag nid und de plaget mi d'Längzinti. Es isch de mängisch, wie wenn's mi g'schpürti. Gange-n-i am Morge gäge der Schtadt zu, chunt's hinder mene Boum vüre und macht es Glichtli wie sibe Tag Sunneschyn, git mer gleitig es Müttschi und nimmt mi bi der Hand. Z'erscht seit's nid mängs Wort. Na-di-na touet's de uf und de brichtet's mer de allergattig Sache: Vom Näbelbölima, wo dūr ds Sunnemuetti i ds Möösli abebäset wird, vom Lou uf de Matte, wo eim der Him-mel und d'Wält schpiegelt, vo de Blüemli, wo erwache, vom Tscholterli, vom Beji, vom Schnäggli und Güegli, wo enander Bishte mache, vom Möisi und Finkli, wo der Aschtig zuechelledle. — I loufe näbe-n-ihm hne und cha nid gnue lose und luege, bis es de ungsinnet seit: „Jik bhüet di Gott!“ Furt isch es wie ne Wätterleisch. Män-gisch, wenn i vo der Schtadt gäge heizue gange, chunt's hinder mene Loubepfyer vüre und seit: „I ha uf di g'wartet! I chume wider einisch gärn mit dr dūr d'Schtadt z'dürab. Es git mäng's z'luege, wenn d'Vade-n-offe sn und allergattig Lüt dasumefahre!“ De isch es de geng e chly wie ab em Seilk. „Ch, lue dert da Pföfeler i syne große Holzböde, wo no fascht eine drinne Plaz hätt! -Lueg, wie-n-er schillvergnüegt vor de Montere die guete Sache agluschet! Und lueg dert da Tjzer, wie-n-er sech im Ver-stecke i de Glaschhybe schpiegelt, ds Schnöuzli drädelet und ds Naselümpli im Chuttetäschli z'wägtshöuderlet! Und lueg dert das Frouezimmer, wie's ynberlet und zäberlet! Es trohlet fascht über sn egeti Dummheit übere. Wie chame o so verhärschet sn und ds Gicht mit Farb aschtriche, der Tjz so i-n-es Tschbei- oder Tschutteli vnezwänge und die halbblutte Bei in Winter dem Wätter usseke, wähet-däm me im Summer obe-n-yn fascht im Belzwärd erworget!“

No mängs derartigs weiß es mer z'brichte dūr d'Schtadt z'dürab.

Am gärschte chunt mys Schäkeli a mene Abe zue mer z'Vishte, wenn's duffe und im Hus rüfig isch und d'Schtärnli i d'Schtube hne glüzele. Aber o wenn's chuttet dūr ds Chemi ab und's um d'Husegge ume pfst, laht äs sech's nid näh, e chly zu mer z'cho. Da dükelet's zur Türe-n-yn, nimmt mi a ne-n-Arfel und je drna wie's uf-gleit isch, faht's öppis Lufchtigs afah z'erzelle, oder de brichtet's mer de vo öppilem, wo ihn's duuret het. A derige Abede bi-n-ig de ganz ygnoh vo mym Schäkeli und d'Zyt geit im Schnus verbn, bis de undereinisch e Schtimm us der Näbeschtube wie us em Schlaf seit: „Es isch doch nadisch es ewigs Ufghöck mit dir, der Schlaf tät dr o guet!“

De schtrichlet mer mys Schäkeli öppe no es paar-mal d'Bade und geit de, so Inseli wie's cho isch, wider furt. „Uf Widerluege, mys Schäkeli!“ säge-n-i de geng.